

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. J. Adams,  
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten,  
(Fortsetzung.)

Der Kiel der Sig knirschte im Sande. Da die Flut hoch stand, mußten die Landenden bis zum Fuß der Klippe waten.

„Hier ist die Stelle, hier, wo das Wasser durch die Spalten hineinstutet!“ zeigte der Kapitän.

„Dort oben ist auch eine Öffnung.“ sagte Trendon.

Barnett untersuchte die Felsen.

„Scheint kein allzu schwieriges Material zu sein,“ erklärte er. „Sehen Sie, wie regelmäßig die Wern laufen?“

„Ja, wie wollen Sie aber die ganze Höhle freilegen?“ „Natürlich sind bei der Anwendung von Sprengstoffen unberechenbare Zwischenfälle niemals ausgeschlossen,“ gab Barnett zu.

Nachdem er seine Patronen sorglos auf einen flachen, aus dem Wasser ragenden Felsblock gelegt hatte, begab er sich längs der Klippe auf die Suche und kletterte auf eine handbreite Kante hinauf, erdbebedeckt, wo ein Büschel purpurroter Blumen wuchs.

Er lockerte eine Handvoll der trockenen Erde, die er herunterbrachte und zu den Sprengstoffen legte. Dann winkte er einen der Matrosen herbei, stieg auf dessen Schultern und hochte bald auf der flachen Kante eines ungeheuren Felsblocks, der seiner Lage nach offenbar den Schlüsselstein der Blockade bildete.

„Wir brauchen eine langsam wirkende Ladung,“ überlegte er. „Wenig Brisanz, aber konstanten, sich weit fortpflanzenden Druck. Ich denke Nr. 3. Vor allen Dingen müssen wir diesen Felsen hier losbrechen.“

Er klopfte auf eine Kante der ungeheuren Platte.

„Von meinem Platze aus läuft eine hübsche Wad in einem Winkel nach innen. Spaltet sich der Felsen hier, so rollt er durch sein eigenes Gewicht vom Eingang weg; denn er ist nur mit seiner obersten Kante unter der Wölbung hier festgeklümmert. Werfen Sie mir doch 'mal die Patronen dort heraus; die dritte von links!“

Der Arzt wich unwillkürlich zurück.

„Wenn Sie das Ding aber nicht auffangen?“

„Ach so, Sie haben auch jene fast abergläubische Scheu vor Sprengstoffen,“ lachte Barnett. „Dynamit geht nicht so leicht los, wie die Leute gewöhnlich glauben. Sie könnten das Ding dort ohne Gefahr von der höchsten Spitze der Klippe hinunterwerfen. Muß ich es wirklich selber holen?“

Trendon zog ein schiefes Gesicht und schleuderte das Päckchen nach oben, wo es geschickt aufgefangen wurde.

„Nun feuchten Sie die Erde dort gut an, tun die Masse in den Segeltuchbeutel da drüben und schicken Sie ihn mir durch einen Mann herauf.“

Nachdem er das Paket geöffnet hatte, streute er das gelbe Pulver in leicht gekrümmter Linie den Felsen entlang und klebte die angefeuchtete Erde wie ein kleines Dach darüber.

„Damit es nicht fortgeweht wird?“ fragte Trendon. „Nein; damit es nach unten explodiert, nicht nach oben.“

„Das bißchen Dreck wird gerade einen großen Unterschied machen!“

„Meinen Sie? Sprengstoffe sind merkwürdige Dinge. Eine Schmutzkappe hält ihre Kraft ebenso nieder, wie Bentnerlasten von Felsen. Warten Sie ab, was geschehen wird!“

Er glitt von seinem erhöhten Sitz in das süßtiefen Wasser und watete nach dem Boot, wo er ein paar Augenblicke lang herumwühlte und dann eine Schachtel zum Vorschein brachte, die er behutsam auf einen passenden Felsblock trug und dort öffnete. Zunächst entfernte er eine weiche Hülle, die eine kleine, in Fächer geteilte Blechschachtel bedeckte. Mit unendlicher Vorsicht nahm Barnett einen Gegenstand heraus, der wie eine kurze Patrone aussah, ballte etwas Watte in der Hand zusammen, legte das Ding in diese Polsterung und dann beides auf den Felsen. Nachdem er nun wieder sorgfältig die kleine in die große Schachtel getan und letztere ins Boot zurückgetragen hatte, ergriff er die Patrone und watete mit ihr wieder nach der Klippe.

„Hier steckt der wahre Teufel drin!“ sagte er, auf seine zierliche Last deutend. „Knullauecksilber — das temperamentvollste Zeug der Welt! Man braucht es nur schief anzusehen und es reißt einem glatt die Hand ab.“

Er legte die Patrone in sein Taschentuch und gab es einem Matrosen zu halten, der es äußerst vorsichtig behandelte. Dann kletterte er wieder auf seinen Felsen und ließ eine Schnur hinunter.

„Binden Sie das Taschentuch daran und machen Sie, daß Sie fortkommen!“ befahl er.

Ganz behutsam und äußerst sachte zog Barnett seine gefährliche Last hinauf. Als ein Windstoß sie einmal gegen die Felswand trieb, verdrückte der Kopf des Offiziers schleunigt; doch lief es diesmal gut ab. In der nächsten Minute hatte er die winzige Hülle in der Hand, befestigte eine Bänderschur daran, und schob sie unter die Schmutzkappe.

„Wollen Sie Befehl zum Karmachen des Bootes geben, Herr Kapitän?“ rief er aufstehend.

Der Befehl wurde erteilt.

„Sobald die Bänderschur brennt, komme ich hinunter, und wir fahren fünfzig Meter weit hinaus. Lassen Sie den Rest des Foveit ruhig liegen! Fertig?“

Er hielt ein Bündel Holz an die Schnur und beobachtete, wie sie Feuer fing.

„Alles in Ordnung,“ sagte er, unten angelangt. „Keine Uebereilung! Wir haben noch viel Zeit.“

In ungefähr siebzig Meter Entfernung zog man die Ruder ein und wartete.

Nach zwei Minuten puffte eine Staubwolke auf. Ein dumpfer Knall, und unter leichtem, weißlich-grauem Rauchgeträusel rollte der große Felsen hinab und enthüllte einen gähnenden Schlund.

Das Experiment war mit der Genauigkeit einer geometrischen Berechnung gelungen.

„Mein Auftrag ist ausgeführt, Herr Kapitän,“ meldete Barnett in dienstlicher Haltung.

„Moderne Zauberei!“ sagte der Kapitän. „Vorwärts!“ befahl er dann, und als das Boot auf dem Sande knirschte, wollte er sofort in die Höhle dringen, wurde aber von Barnett zurückgehalten.

„Es ist sicherer, noch ein paar Minuten zu warten! Die Gase verfliegen nicht so schnell, und es erfolgen nach einer Explosion gelegentlich auch noch Nachstürze.“

Da die Offiziere von ihrem Standort aus nur ein kleines Stück der Höhle übersehen konnten, kauerte sich Trendon hin und beschattete die Augen mit der Hand.

„Dort drinnen brennt etwas,“ sagte er.

Gleich darauf sahen sie alle, weit hinten in der Finsternis, wie ein Hylkopenauge einen glühenden Punkt, der abwechselnd heller und dunkler wurde — und dann tauchter in dem Licht des Fünkchens die Züge eines menschlichen Antlitzes und ein Paar kräftiger Schultern auf. Aus dem Dämmerlicht des Höhleneingangs schlenberte ein Mann hervor, der die Zigarette aus dem Munde nahm und höflich grüßte.

„Bebauze lebhaft, daß ich Sie nicht schon an der Tür empfangen konnte. Sie waren es doch, die anklopfen, nicht wahr? Darüber bin ich aufgewacht.“

Seine des Lichts entwöhnten Augen blinzelten. Schweigend starrten ihn die andern an.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht auffordere, näherzutreten. Böse Erfahrungen haben mich, hm — nun, milde ausgedrückt, — Mißtrauen gelehrt.“

Jetzt bemerkten sie erst, daß er einen gespannten Revolver in der Hand hielt.

Kapitän Parkinson trat einen Schritt vor, worauf der Höhlenbewohner sofort seine Waffe erhob. Dann aber ließ er sie plötzlich fallen.

„Marine-Offiziere!“ rief er in verändertem Tone. „Ich bitte vielmals um Verzeihung, konnte anfangs nichts erkennen. Mein Name ist Percy Darrow.“

„Ich bin Kapitän Parkinson vom Kreuzer „Wolverine“ der Vereinigten Staaten,“ stellte sich der Kommandant vor.

„Hier Mr. Barnett, Mr. Darrow, Doktor Trendon.“ Sie schüttelten sich der Reihe nach die Hände.

„Genau so, wie auf jedem beliebigen stumpfsinnigen Fühlführtee!“ sagte Trendon später.

„Wollen Sie nicht eintreten, meine Herren? Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?“

„Oh, wir wollen Sie nicht berauben,“ lehnte der Kapitän mit einem belustigten Augenzwinkern ab.

„Sie haben also das Tagebuch gefunden!“ sagte Darrow. „Eigentlich albern von mir, so zu klagen. Doch unter derartigen Umständen kann der Tabak zu einer ernstlichen Lebensfrage werden.“

„Das kann ich mir vorstellen,“ sagte Trendon trocken, während er Darrow scharf beobachtete. Er trat näher an ihn heran, sah, wie seine Augen flackerten, und gewahrte die beiden tiefen Linien, die sich von den Nasenflügeln abwärts zogen; so scharf, als wären sie mit einem blauen Stift eingegraben.

„Können Sie mir vielleicht Nachricht über meinen Freund Thracles geben?“ fragte Darrow, „oder über den hochachtbaren Puls oder den gelehrten und weltgewandten Robinson, äthiopischer Abstammung?“

„Sie sind tot!“

„Ach, wie schade!“ Er brückte die Hand an die Stirn. Sein Gesicht verzerrte sich. „Tot? Sehr gut, wirklich — ein köstlicher Spaß!“

Er lachte vor sich hin, ein unheimliches Lachen. Trendon packte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn.

„Hören Sie auf!“

Aber Darrow schien ihn nicht zu hören. „Tot, alle tat!“ wiederholte er. „Und ich habe sie überlebt, verflucht noch mal, ich bin allein übrig geblieben!“

Er brach in lautes Gelächter aus. Trendon hob die Faust und schlug ihn kräftig zwischen die Schulterblätter.

„Hören Sie auf!“ schrie er. „Nehmen Sie sich zusammen!“

Darrow bremste sich um und packte den Arm des Arztes mit krampfhaftem Griff.

„Ich kann nicht!“ leuchte er. „Ich habe eine undenklich lange Zeit in der Hölle gelebt, in einer grausigen, nachdunklen Hölle — — — Was wissen Sie davon? Sind Sie jemals lebendig begraben gewesen?“

Und wieder schüttelte ihn der Lachkrampf.

„Das werden wir dir abgewöhnen, mein Sohn!“ murmelte der Doktor und holte die Morphiumspritze hervor.

Während der Rückfahrt nach dem Kreuzer lag Darrow wie ein Stück Holz auf dem Boden der Wig. Das Betäubungsmittel hatte seine Wirkung getan.

(Fortsetzung folgt.)

### Ich lasse mir nichts mehr machen.

Eine kleine Ehemoreske.

Von Freiherrn von Schlicht.

(Nachdruck verboten.)

Als meine Frau aus der Stadt zurückkam, brachte sie mir eine Neuigkeit mit, die so unsäglich war, daß ich sie zuerst gar nicht glauben konnte, aber die ich schließlich doch glauben mußte, als meine Frau sich bereit erklärte, die Wahrheit ihrer Aussage nicht nur mit einem Eide, sondern mit sämtlichen Eiden der Welt zu bekräftigen. Und die Neuigkeit, die meine Frau beschwören wollte, lautete: Ich lasse mir nichts mehr machen. Und um mir das zu erklären, setzte sie hinzu: „Ich bin einfach tot, ich kann ganz einfach nicht mehr, ich falle um und gehe gleich zu Bett. Drei Stunden hat heute morgen die Anprobe bei meiner Schneiderin gebauert, drei Stunden habe ich stehen müssen, bis sie mir die fünf Röcke abgesteckt hatte. Und es ist nur ein wahres Glück, daß ich mir nur diese fünf Röcke bestellte und nicht die sieben, die ich ursprünglich haben wollte, denn sonst wäre die Anprobe jetzt noch nicht zu Ende. Ein wahres Glück, daß ich nur diese fünf Röcke bestellte, aber auch die sind zu viel, mit dreien wäre ich auch ausgekommen, oder wenigstens mit vier, obgleich ich den fünften natürlich auch sehr notwendig brauche, denn sonst ließe ich mir den nicht machen. Aber damit ist es auch mehr als genug. Ich habe für diesen Sommer alles, was ich brauche, im Ueberfluß, und selbst wenn ich mir noch etwas machen lassen sollte, was aber ganz ausgeschlossen ist — ich lasse mir nichts mehr machen, ich halte dieses Anprobieren einfach körperlich nicht mehr aus, ich bin todmüde. Sei mir nicht böse, aber ich muß mich hinlegen.“

Nein, ich war meiner Frau wirklich nicht böse, im Gegenteil, ich rebete ihr zu, sich zu Bett zu legen, obgleich es erst mittag war, denn ich sah es meiner Frau an, wie müde, wie blaß und wie abgespannt sie war. Aber das nicht allein, meine Frau bekam auch plötzlich die schmerzhaftesten Kopfschmerzen, so daß sie sich, als sie bald darauf im Bett lag, kalte Umschläge machen mußte.

Ich kann keinen Menschen leiden sehen, am wenigsten meine eigene Frau, so wollte ich nach dem neben ihr Bett legen und sie trösten, aber sie hat mich: „Daß mich allein, ich will versuchen, ein paar Stunden zu schlafen.“

Das tat meine Frau denn auch, aber als ich nach ein paar Stunden wieder leise in ihr Schlafzimmer trat, um mich nach ihr umzu sehen, da schlief meine Frau immer noch nicht, sie lag da mit rassen Umschlägen auf dem Kopf, mit der Brille auf der Nase und hielt in ihren Händen das neueste Modestück.

„Aber ich denke, Du schläfst, wolltest es wenigstens versuchen,“ meinte ich vorwurfsvoll.

„Das wollte ich auch,“ stimmte meine Frau mir bei, „aber das Mädchen hat mir das Modestück heraufgebracht, das der Buchhändler vorher schickte. Na und daß man als Frau nicht schlafen kann, wenn man das neueste Modestück in Händen hält, ist doch selbstverständlich.“

„Das schon,“ warf ich ein, „wenigstens magst Du im allgemeinen recht haben, aber in diesem besonderen Falle verstehe ich Dich wirklich nicht, weil ich nicht weiß, weshalb Dich dieses Modestück irgendwie interessieren kann, denn da Du Dir nichts mehr machen lassen willst —“

„Das will ich selbstverständlich auch nicht,“ fiel meine Frau mir rasch in das Wort, „ich gehöre Gott sei Dank nicht zu jenen Frauen, die alle fünf Minuten ihre Ankleidung und ihre Modische ändern, ich bleibe bei dem, was ich sagte, ich lasse mir wenigstens für diesen Sommer nichts, aber auch nichts mehr machen, aber trotzdem, aber gerade deshalb, sage mir bitte offen und ehrlich, findest Du dieses Kleid nicht einfach entzückend?“ Und damit hielt sie mir das Kleid unter die Nase, auf dem sie ein Bild mit einem Meißerdkreuz angestrichen hatte.

Ich besah mir das Kleid und das Kreuz, bis ich plötzlich sah, daß auf derselben Seite auch noch zwei andere Kleider angezeichnet

waren, und deshalb sagte ich, lediglich um überhaupt etwas zu sagen? „Die anderen beiden Kleider sind aber auch sehr hübsch.“

„Nicht wahr?“ rief meine Frau mir lebhaft zu, „die beiden anderen sind eigentlich sogar noch hübscher, die sind sogar so hübsch, daß meine Kopfschmerzen anstatt besser noch viel schlimmer geworden sind.“

„Das verstehe ich aber wirklich nicht,“ warf ich ein, „wilst Du mir das nicht näher erklären?“

„Das ist doch so furchtbar einfach,“ belehrte meine Frau mich, „Du weilst, daß ich mir nichts mehr machen lassen will und mir selbstverständlich auch nichts machen lassen werde, wenigstens vorläufig nicht, aber einmal muß ich mir doch wieder etwas machen lassen, denn mit den paar Kleidern, die ich habe, kann ich nicht ewig gehen, und da habe ich darüber nachgedacht, wenn ich mir später doch einmal wieder etwas machen lassen muß, für welches dieser drei Kleider ich mich entscheiden würde.“

„Ich entscheide mich an Deiner Stelle für gar keins,“ gab ich zur Antwort. „Für diesen Sommer bist Du mehr als reichlich versehen, im nächsten Jahr aber sind diese Kleider längst unmodern und mit unmodernem Sachen gehst Du doch nicht.“

„Natürlich nicht,“ stimmte meine Frau mir bei, bis sie plötzlich und unvermittelt fragte: „Du sagtest eben, ich sei für diesen Sommer mehr als reichlich versehen. Das bin ich auch, ich habe sogar eigentlich zu viel, aber trotzdem, ein Kleid könnte ich noch sehr gut gebrauchen, ja, wenn ich es mir richtig überlege, fehlt mir sogar noch eins.“

„Dann würde ich mir dieses eine an Deiner Stelle noch machen lassen.“

Meine Frau lag eine ganze Weile nachdenklich da, dann meinte sie: „Ich hätte mir ja fest vorgenommen, mir vorläufig unter gar keinen Umständen noch etwas machen zu lassen, aber wenn Du es wünschest, wenn Du mir da sogar zuredest, ist es natürlich etwas anderes. Dir zuliebe und um Dir eine Freude zu machen, will ich meine Ansicht ändern, obgleich Du weilst, daß ich sonst konsequent bin, aber wie gesagt, Dir zuliebe.“

Bitte, bitte, davon kann gar nicht die Rede sein und nichts liegt mir ferner, als Dich in Deinen Grundtendenzen irre zu machen, wollte ich meiner Frau zurufen, und die mußte etwas Ähnliches befürchten, denn um mich abzulenken, jammerte sie plötzlich: „Mein Kopf, mein armer Kopf, ich glaube, ich werde verrückt, denn ich weiß wirklich nicht, für welches der drei Kleider ich mich entscheiden soll.“

Das wußte ich natürlich auch nicht, deshalb gab ich meiner Frau den Rat, am nächsten Tag, wenn die Kopfschmerzen hoffentlich wieder vorüber wären, zur Schneiderin zu gehen, um mit der die Streitfrage zu besprechen.

Aber meine Frau widersprach: „Nein, bis morgen halte ich diese Kopfschmerzen nicht aus, die müssen eher vergehen und deshalb will ich noch heute zur Schneiderin fahren. Ich will versuchen, jetzt aufzustehen. Wenn ich mich angezogen habe, wird es schon besser werden, und wenn ich erst an der frischen Luft bin, wird es sicher ganz gut, also laß mich nun bitte aufstehen.“

Das tat ich denn auch, obgleich ich meine Frau nicht ganz verstand, und meine Frau führte ihren Voratz aus, sie erhob sich, sie beugte sich an und ließ sich dann einen Wagen kommen, um zur Stadt zu fahren. Um zu gehen, war sie tatsächlich zu schwach, ich sah es ihr an, es ging ihr gar nicht gut, aber als sie endlich, endlich zurück kam, ging es ihr um so besser. So frisch, so fröhlich, so gesund sah sie aus, als wäre sie gar nicht mehr, was Kopfschmerzen waren, so daß ich ihr zurief: „Na, das freut mich aber, daß Du wieder wohl auf bist.“ Und neugierig fragte ich: „Na, für welches der drei Kleider hast Du Dich denn nun entschieden? Oder bist Du Dir immer noch nicht schlüssig geworden?“

„Doch, doch,“ rief meine Frau lebhaft, „aber das sage ich Dir, das war keine leichte Arbeit. Nach der Schneiderin fand ein Kleid immer hübscher als das andere und sie erklärte, jedes der drei würde mir ganz besonders gut stehen. Mir überlegten hin und her und wir waren wohl nie zu einem Resultat gekommen, wenn ich nicht plötzlich einen klugen Gedanken gehabt hätte.“

„Und der war?“ erkundigte ich mich, „hast Du etwa das Los entschieden lassen?“

„Nein, nein, das nicht,“ widersprach meine Frau, „ich habe die Frage viel einfacher gelöst, aber leicht ist es mir nicht geworden. Du weilst, ich hatte mir fest vorgenommen, mir nichts mehr machen zu lassen, aber da ich nun doch wieder ausprobieren muß, kommt es mir einmal mehr oder weniger auch nicht an.“

„Ach so, ich verstehe,“ unterbrach ich meine Frau, „da hast Du Dich also für zwei Kleider entschieden, für die beiden, die Dir von den dreien am besten gefallen?“

Meine Frau sah mich mit großen Augen ganz vorwurfsvoll an, dann meinte sie: „Aber was denkst Du da nur? Das wäre doch eine Versehenbung sonderbar gewesen, denn trotz dieser großen Aufgabe hätte ich dann vielleicht doch nicht das Kleid bekommen, das mir bei späterer ruhiger Ueberlegung von den dreien am besten gefallen hätte. Das, aber doch nur das wollte ich haben und um das zu bekommen, blieb mir schon das Sparanknüpfen nicht ein Ausweg — ich lasse mir alle drei Kleider machen!“

### Benutzt das frische Gemüse!

Von Schwester Lotte Müller, Berlin.

Ein neuer, aber selbstverständlicher Mahnruf: Benutzt das frische Gemüse! Laßt kein frisches Gemüse umkommen aus Unachtsamkeit oder Bequemlichkeit!

Diese Mahnung gilt gleichmäßig für Stadtfrauen und Landfrauen.

Die Stadtfrau ist verwöhnt in Bezug auf Gemüseverbrauch. Der Markt bringt täglich oder wenigstens ein- bis zweimal in der Woche in Külle und Fülle frisches Gemüse. Spinat, Kohlrüben, Kohlrabi, Grünkohl, Rotkohl, Weißkohl, Mohrrüben, Sellerie, Rosenkohl, Kotebeet gibt es zurzeit. Wer trotz der Auswahl und der Menge scheinen manche Hausfrauen an dem Vorhandenen noch nicht genug zu haben. Sie kaufen Dörrgemüse und verwenden es in einer Zeit, wo der Markt uns noch frische Ware bringt.

Ist das Unachtsamkeit? — Ist es Bequemlichkeit? Auch der Landfrau kann nur dringend die Mahnung gesagt werden: Benutzt das frische Gemüse! Laßt kein frisches Gemüse umkommen!

Wenn Gemüse im Garten ungenutzt steht und verfault, ist es Schaden an unserem Nationalgut für die Ernährung. Es mag zuweilen aus Mangel an Zeit geschehen, ist aber vielfach Unachtsamkeit, Unwissenheit und Bequemlichkeit.

Und doch hilft das Gemüse, das reich an Nährstoffen, besonders auch an pflanzlichem Eiweiß ist, uns die Ernährungsschwierigkeiten überstehen. Und doch hilft Gemüse uns die Kartoffelknappheit leichter ertragen und von vornherein die Kartoffel strecken.

Landfrauen und Stadtfrauen, helft auch in Bezug auf Kartoffelstreckung bedacht sein ohne neue Maßnahmen. Benutzt das frische Gemüse und spart von selber das Dörrgemüse und die Gemüsekonserven. — Seid eingedenk der großen Verpflichtung!

Benutzt das frische Gemüse! Laßt kein frisches Gemüse umkommen!

### Vermischtes.

\* Vom Schlachten der Kaninchen. Auch das Kaninchen sollte, ehe es zu Speisezwecken geschlachtet wird, einige Wochen lang regelrecht gemästet werden. Wo besonders auf gute, volle Behaarung des Felzes Rücksicht genommen wird, wähle man zum Schlachten die Wintermonate, so rät die Wochenschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“. Zur Mast bringt man die Tiere einzeln oder mehrere gleichen Geschlechts in ein Abteil. Als Mastfutter dienen gequellter Hafer und Gerste, gelochte und zerdrückte Kartoffeln mit Schrot oder geringem Mehl, Magermilch und Molke, die jetzt freilich schwer zu beschaffen sind. Bei dem gewöhnlichen Dörr- und Grünfutter sollte mindestens etwas Magermilch nicht fehlen. Das Mastfutter wird täglich vier- bis sechsmal regelmäßig zu denselben Stunden verabreicht. Dem Schlachten der Kaninchen eine Betäubung des Tieres vorausgehen: man legt es ausgestreckt auf den Boden und macht es durch einen kräftigen Schlag ins Gesicht gefühllos. Dann öffnet man ihm mit einem scharfen, spitzen Messer die Halsschlagader und läßt das Blut austreten, wobei zu beachten ist, daß das Fell nicht beschmutzt wird; das Blut wird in einem Gefäß aufgefangen, um zu Kochzwecken verwendet zu werden. Zu dem Abbalgen gehört schon einige Übung. Nach dem völligen Ausbluten wird das Tier mit dem Kopf nach unten an den Hinterläufen aufgespreizt aufgehängt, dann wird die Haut um das Pergelenk gefaßt, an den Läuken aufgeschnitten und vorsichtig über den Kopf heruntergestreift. After, Hoden und Kopf werden später von dem Balg abgeschnitten.

\* Saccharin gesundheitschädlich? „Vorsicht beim Verbrauch von Saccharin“; unter dieser Ueberschrift hat unlängst eine Zeitung verbreitet, daß Saccharin ein unverdaulicher Mineralstoff sei, die Verdauung des genossenen Eiweißes verbinde und so bei manchen Menschen zu allerhand Unzuträglichkeiten führe. Vorsicht beim Gebrauch des Saccharins ist allerdings eine richtige Mahnung. Wer nur in dem Sinne, daß Saccharin nicht im Uebermaß verwendet werden darf, weil es sonst bitter macht statt zu süßen, dann, daß es nicht gebräut werden darf und in dem Sinne all der andern Belehrungen, die zur Verhütung an die Beteiligten in der Presse und durch besondere Anweisungen ergangen sind, daß aber Saccharin ein unverdaulicher Mineralstoff sei oder die Verdauung des genossenen Eiweißes verbinde oder Magenschmerzen oder andere Unzuträglichkeiten hervorrufe, ist nicht richtig. Diese Fragen sind selbstverständlich vor der Zulassung des Saccharins eingehend geprüft worden. Auch die Beobachtungen des in den letzten Monaten gestrigerten Süßstoffverbrauchs haben nichts ergeben, was auf eine solche Schädlichkeit schließen ließe. Die geringen Mengen, in denen Süßstoff verwendet wird, vermögen weder auf das allgemeine Befinden noch auf den Eiweißumsatz einen Einfluß auszuüben. Die Ausnutzung der Nahrung blieb bei Saccharinversuchen dieselbe wie bei Zuckerverbrauch. Aus wirtschaftlichen Gründen ist Sparfraktion mit Süßstoff notwendig, der nur in beschränkter Menge für den dringenden Bedarf bereitgestellt werden kann. Gesundheitlich aber bestehen keine Bedenken gegen die Verwendung.

\* Pflege der Zimmerpflanzen im Winter. Pflanzen erfordern im Winter eine ganz besonders sorgsame Behandlung; aber nicht einmal den bekanntesten Sorten wird sie immer zuteil! Die Zeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“

gibt die folgenden beherzigenswerten Ratschläge zur Pflege der Zimmerpflanzen: Alle deine Zimmerpflanzen beobachte sorgfältig und studiere ihre Lebensbedingungen. Sie wissen es dem Pfleger verständlich zu machen, was zu ihrem Gedeihen gehört. Keine Zimmerpflanze verträgt Zugluft! Zimmerpalmen wollen einen hellen Standort bei 10 bis 12 Grad Wärme haben. Richtig, doch ausreichend mit abgeflandem Wasser gießen. Wöchentliche Säuberung der Blätter. — *Zimmerpalmen* nehmen auch mit halbdunklem Standort vorlieb, brauchen viel Feuchtigkeit und 8 bis 10 Grad Wärme. Niemals Wasser im Topfunterfaß stehen lassen! — *Zimmerpalmen* gedeihen nur im kühlen Zimmer bei 6 bis 8 Grad Wärme und hellem Standort. Jetzt keine Düngung. Vorsichtig gießen. Von Februar ab mehr wässern. — Alle Blütenpflanzen blühen im kühlen Zimmer reicher und länger als im überheizten Zimmer. Kaltes Gießwasser ist auch hier vom Uebel.

**Büchertisch.**

— **Franz Karl Ginzley, Der Gaukler von Bologna.** Roman. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. Verlag von E. Staackmann in Leipzig. In dieser ersten Zeit ist ein Buch heiterer Grundrichtung doppelt willkommen. Franz Karl Ginzley scheint uns mit seinem neuesten Roman, obgleich er ihn vor Kriegsbeginn bereits vollendete, dieser Forderung ganz besonders gut entsprochen zu haben. Meisterhaft in Ton und Farbe gibt er hier all die tollen Streiche des Magisters Boncompagno aus der hohen Schule von Bologna wieder, die dem Gedächtnis unserer Zeit längst entschwunden sind, die aber eine derartige Wiederbelebung wirklich verdienen. Magister Boncompagno, halb Tal Eulenspiegel, halb Gasconner der Wissenschaft, wirkte zu Bologna als erster Professor der Rhetorik und Dialektik. Eines seiner Hauptprinzipien war, es müsse jeder Mensch, besonders aber jeder Wissenschaftler, auch emsigste bestrebt sein, stets mehr zu bedeuten, als er eigentlich sei. Dieser löbliche Grundsatz, der auch heutzutage noch mannigfaltig im Schwung sein soll, gibt der Erzählung eine starke Wendung ins Satirische. Der satirische Zug des Romans bedingt aber auch jenen weiteren ethischen Hintergrund und jene Perspektive ins allgemein Menschliche, die alle Werke Franz Karl Ginzleys in hohem Maße auszeichnen und ihnen ihre lange Lebensdauer sichern. Als interessanter kulturgeschichtlicher Rahmen fügt sich um die wertvolle Erzählung das tollphantastische Treiben der „Universitas“ mit ihren 15000 aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Studenten.

— **Bier Monate mit Madensen.** Von Tamo: v. Borlice bis Brest-Litowsk von Erwin Berghaus. Preis 1 M. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

— **Nichel horch, der Seewind pfeift.** Unter dem bezeichnenden Titel „Nichel horch, der Seewind pfeift“, sind von dem Abgeordneten Dr. Gustav Stresemann gesammelte Kriegsbetrachtungen im Reichsverlag in Berlin W 35 erschienen (brochiert 161 Seiten M. 3.—).

— **Wilhelm Conrad Gömoll: Im Kampf gegen Rußland.** Leipzig, F. A. Brockhaus 1916. 180 Seiten (in Form und Ausstattung der Soldatenausgaben von Hedins „Wolf in Waffen“ und Wegeners „Ball von Eisen und Feuer“) mit 42 Bildern. 1 Mark.

— **Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers.** Einführung in die Physiologie des Menschen. Von Prof. Dr. Heinrich Sachs, Privatdozent an der Universität und Neuroarzt in Breslau. Vierte Auflage. 14—20. Tausend. Mit 34 Abb. i. Z. („Aus Natur und Geisteswelt“, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 32.) II und 146 S. 8. Geheftet M. 1.20, gebd. M. 1.60. Verlag H. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1916. — Die nunmehr schon in 4. Auflage in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erscheinende, von dem bekannten Breslauer Universitätsprofessor Dr. Heinrich Sachs verfasste Einführung in die Grundlagen der Anatomie und Physiologie des Menschen wird augenblicklich um so mehr willkommen sein, als die gegenwärtige Zeit an die Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers nach vielen Richtungen große Anforderungen stellt und darum alle Kreise der Gehirnerhaltung, auch besonders der Heranbildung einer gesunden Jugend, ihr Interesse zuwenden werden.

— **Der Türmer (Kriegsausgabe).** Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grothuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 M. 50 Hg., Einzelheft 80 H. Probeheft portofrei (Sütlgart, Greiner & Weisser). — Aus dem Inhalt des ersten Novemberheftes: Die Metaphysik des Schützenarabens. Von R. Ruhant. — Des Menschen Wille ist kein Himmelreich! Von Heinrich Schaeffmann. — Dört den Engländer! Von J. E. Frhr. v. Grothuß. — Etwas über das „Reden mit Gott“. Von Hedwig Erchenbrecher. — Soldatengedanken. Von Max Jungnickel. — Siebenbürger Erinnerungen. Von Professor F. Appold. — Grundlagen der Waffenbrüderlichkeit. Von Ludwig Kovob. — König Dito. — Wie man ihnen sagen muß! — Fürsorgepflichtige — Zuchthauskandidaten. Von Rich. Dietrich. — Die Armierung der Salachtschiffe. Von Ingenieur Ernst Trebestus. — Wie man von bemache nichts — leben kann. — Germanentolg. — Die „Fronde“. — Aussprüche von Görres. — Bunie Nethe. (Merlet, erzählende Literatur.) Von R. St. — Nommende Kauf.

Von St. — Musikalisches Notizbuch. (Friedrich Gernsheim f. Max Baite f. Reznicek's „In memoriam“.) Von Karl Stord. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Reichel & Co., Berlin W. 8. Das 1. Novemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Martin Sommerfeld: Biographie; Arthur Luther: Katharina II. in ihren Memoiren; Hugo Vieber: Paul Heyge und Jakob Burckhardt; Karl Enders: Friedrich Heubard, der Deutsche; Friedrich Hirtz: Von Kieler Professoren; Arthur Pabillotte: Kriegenovellen. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— **Bong's illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914 16 in Wort und Bild“.** 100.—102. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— **Honoré de Balzac.** Die Geheimnisse der Fürstin von Camignau. Der rührige Verlag der Weltliteratur bringt in seiner Nr. 44 der 10 Hg.-Ausgabe eine Novelle von Balzac. Die Weltliteratur ist in allen Buchhandlungen und beim Verlag München 2, Fürberggraben 24, erhältlich.

— **Hindenburg-Kalender für Volk und Meer 1917.** Herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin, A. Polmann & Comp. 112 Seiten mit ca. 40 Orig.-Abd. M. 1.—.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

**Dienstag:** Bohnensuppe, Bröckchenauflauf mit Äpfeln (nach früherem Rezept).

**Mittwoch:** Sago-Suppe, Gefochtes Weißkraut\*) mit Tomaten- oder Spargelstücken, Kartoffeln in der Schale.

**Donnerstag:** Gebrannte Mehlsuppe, Endiviensalat, Kartoffelrollen.\*\*)

**Freitag:** Gemüsesuppe, Apfelsaftkuchen.

**Sonntag:** Haferlockensuppe, Ragout von Hammelfleisch, Kartoffeln in der Schale.

\*) **Gefochtes Weißkraut:** Das Weißkraut wird in der Mitte durchgeschnitten, in Salzwasser weich gelocht, auf die Gemüseplatte gelegt und mit in Butter oder Fett geröstetem Weizenmehl geschmelzt.

\*\*) **Kartoffelrollen:** Man kocht 2 Pfund Kartoffeln, drückt sie durch, vermengt sie mit 20 Gramm Fett, einem Ei, etwas Salz, 75 Gramm Mehl und 75 Gramm Kartoffelmehl zu einem Teig, formt fingerlange dünne Rollen und legt sie in kochendes Salzwasser, bis sie oben auf schwimmen. Inzwischen sind 60 Gramm Fett zu erhitzen und 160 Gramm geriebenes Brot darin zu rösten. Hierin werden die Rollen nach und nach in der Flamme durcheinandergeschüttelt, bis sie alle mit dem Brot überzogen sind. (Für vier Personen.)

**Königspromenade.**

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

|       |      |       |       |        |        |      |     |  |
|-------|------|-------|-------|--------|--------|------|-----|--|
|       |      |       | ge    | sen    | danf   | ber  |     |  |
|       |      | hand  | schli | das    | a      | auch | neu |  |
| stern | mei  | wohl  | kön   | schif  | sein   | sei  | rau |  |
| des   | ihn  | ter   | te    | jal    | hell   | hen  | grü |  |
|       | wenn | stein | sanf  | glängt | und    | sen  |     |  |
|       |      | erst  | edel  | der    | berich |      |     |  |

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:  
Lot, Nr.; Lotar.